



DER ZWISCHENSTRAND DER DINGE

Sonntag, 8. Januar 2017 – Candolim (Indien) Fort von Aguada

15.497588,73.766007

Er spricht zu den Wassermassen, die auf die kleine Bucht südlich der unteren Bastion von Fort Aguada zulaufen, über die vordersten Steine stolpern, in die Kühlen dahinter einbrechen, noch einmal aufpeitschen und dann als Schaum zu seinen Füßen zusammenkriechen. Er streckt Brandung und Wind seine Rechte entgegen, brüllt einen Satz in ihre Richtung und beschreibt dann mit seiner Hand einen weiten Bogen. Er hat die ganze Bucht für sich allein.

Die Menschen, die auf der Uferpromenade zwischen Parkplatz und Fort hin und her spazieren, scheinen ihn nicht zu bemerken – sie sind zu sehr damit beschäftigt, sich auf den Mauern, die von den Portugiesen hier hinterlassen wurden, für ein Foto in Szene zu setzen. Oder sie blicken auf das Meer hinaus, über seinen Kopf hinweg, schauen

den farbigen Fallschirmen nach, die von Motorbooten durch die Luft gezogen werden.

Stolz steht der Mann auf seinem schwarzen Felsen, in bunt gemusterten Bermudashorts und einem vertikal gestreiften Hemd, Indigo und Lila, das wie ein Fußball-T-Shirt eng an seinem Körper liegt und etwas feucht wirkt. Wieder beschreibt seine Hand einen Halbkreis – als wolle er die Wellen überzeugen, einen anderen Weg zu nehmen. Und wieder schreit er Sätze in ihre Richtung, die der Wind in Silben zerbläst und in Fragmenten an mein Ohr trägt. Ich kann seine Predigt nicht verstehen. Von meiner Warte aus, ich sitze auf einer Mauer über der kleinen Bucht, sieht der Mann mächtig aus und groß – wie ein Dirigent, der sein Orchester durch die letzten Biegungen führt, ehe das Stück in ein paar gewaltigen Ak-



korden sein Ende findet. Und er sieht einsam aus – wie jemand, der verzweifelt nach etwas sucht, das er verloren hat, und sei es nur eine Idee, die ihm Richtung und Takt gibt. Doch das bildet sich meine binnenländische Seele vielleicht auch nur ein, verfällt sie doch, wenn sie einen einzelnen Menschen am Gestade des Meeres erblickt, gerne in den Caspar-David-Friedrich-Modus. Der Mann erinnert mich aber auch an den Baum, den ich auf der kurzen Wanderung von der oberen Bastion hierher gesehen habe. Der Weg führte durch einen Küstenabschnitt, der wohl erst kürzlich abgebrannt sein muss. Der ganze Abhang wirkte leblos, grau, schwarz, rostbraun, kraftlos gelb. Nur ein einzelner Baum und ein paar Büsche zu seinen Füßen leuchteten grün aus dieser Wüste heraus.

Auf der Nordseite der Bastion: eine andere Welt. Tausende von Leibern auf Liegestühlen, Seite an Seite, blaue, rote und gelbe Sonnenschirme bis an den Horizont, Strandspaziergänger, Cricketspieler, Schmuckverkäuferinnen in bunten Saris, Bars mit faserigen Schilfdächern, knatternde Fahnen von Kingfisher, Heineken und Sulla, Wasserskifahrer, Drachenflieger und laute Musik mit kräftigen Bässen.

Jetzt erst bemerke ich, dass der Mann eine Tasche über der Schulter trägt. Ganz offenbar ist er hier, um etwas zu sammeln. Krabben vielleicht, die sich zwischen den Steinen in Mengen tummeln müssen? Muscheln, die es zwischen den Algen zu entdecken gilt? Versucht er, Tintenfische in seine Nähe zu locken? Oder ist er gar einem Schatz auf der Spur. Endlich verlässt er sein Dirigentenpult. Ruhig und mit völliger Sicherheit steigt er von einem Felsbrocken zum nächsten, um schließlich auf dem kleinen Sandstrand am Ufer anzukommen. Hier hat sich allerlei Treibgut versammelt, Plastikteile in verblichenen Farben, Fragmente von Kisten aus Styropor, Holzstücke, die Ruine eines Bambustisches, eine zerfledderte Yogamatte. Er bleibt vor einem blauen Fischernetz stehen, das die Flut tief in den Sand eingegraben hat, setzt seine Tasche ab und beginnt an den Tauen und Schnüren zu reißen. Widerwillig nur gibt der Boden Teile seines Fanges her. Der Mann nimmt alle möglichen Stellungen ein, legt sich mit seinem Körpergewicht in die Seile, fällt hin, rappelt sich wieder auf, gräbt sich mit seinen Fingern in den Sand, zieht und zupft und zerrt. Er gerät so in eine fiebrige Verzweiflung hinein, die so gar nicht zu der stolzen Ruhe passen



will, mit der er doch eben noch die Wellen zu seinen Füßen dirigiert hat. Endlich gibt er auf, setzt sich hin, atmet tief durch und holt dann ein Messer aus seiner Tasche, mit dem er die kleinen, rotbraunen Korkschwimmer aus den Seilen des Netzes schneidet. Als er vielleicht zehn dieser Ringe um sich ausgelegt hat, kommt wie aus dem Nichts ein zweiter Mann mit gelber Mütze dazu, kauert sich neben ihn, sammelt die Kringel ein und versorgt sie in der Tasche.

Sie stehen auf, die Gelbmütze streicht dem Dirigenten mit der flachen Hand freundlich über die Wange, und sie schlendern in Richtung Bastion davon. Mit jedem Schritt werden sie kleiner und mit jedem Meter, den sie sich von mir entfernen, rückt die Mauer der Festung mehr in meinen Blick. So sieht es aus, als würden sie ganz allmählich in die Geschichte zurückwandern, die für mich in der Bastion jetzt plötzlich ganz gewaltig präsent ist.

Erst ganz am Ende des Strandes drehen die zwei Männer nach rechts ab, steigen über eine Bambusleiter zu der Uferpromenade hoch und verschwinden in der Menschenmenge, die sich hier zwischen Aussichtsplattform und Parkplatz hin und her bewegt.

Ich bleibe auf meiner Mauer sitzen und schaue den Wellen zu, die ihre Wasser über Felsen tanzen lassen und dann ermattet gegen den Sandstrand züngeln, um sich diskret wieder in den Ozean zurückzuziehen. Ich frage mich, was ich ihnen wohl zurufen könnte. Aber es fällt mir nichts ein.

